basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Dr. Rudolf Oeri-Sarasin

Autor(en): Paul Barth

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1918

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/22148665-8df9-46ca-b645-e6d68ef8a586

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Dr. Rudolf Oeri-Sarasin.

Von Paul Barth.

Es ist eine freundliche Gepflogenheit der Redaktion unseres Jahrbuches, ihrem Leserkreis über den Lebenslauf früherer Mitarbeiter eingehendere Mitteilungen zu machen. Ein solcher Mitarbeiter, und zwar einer, dessen Beiträge jeweilen mit besonderem Interesse gelesen wurden, ist Dr. Rudolf Oeri-Sarasin gewesen; er wurde am 17. September 1849 in dem basellandschaftlichen Dorfe Lausen geboren. Sein Vater ist daselbst während der langen Zeit von 53 Jahren Pfarrer gewesen, und sein Haus war bekannt als eine Stätte feinster Bildung und größter Gastlichkeit und stand stets in selbstverständlicher Weise auch den Freunden seiner Kinder offen.

Dem Besuche der Dorfschule folgten einige Jahre in der Liestaler Bezirksschule, und noch in späteren Jahren erzählte Oeri gerne von jener fröhlichen Schulzeit, die ihn mit Genossen aus den verschiedensten Ständen zusammenführte. Dann durchlief er, da er für seinen Lebensberuf zunächst an ein technisches Fach gedacht hatte, die Basler Gewerbeschule (die jetzige obere Realschule) und war unter seinen Lehrern Becker, Mosley, Kinkelin, Rütimeyer u. a. ein fleißiger Schüler. In jener Zeit reifte aber in ihm der Gedanke, Medizin zu studieren. In Privatstunden wurde das Lateinische nachgeholt, und im Herbst 1867 unsere Universität bezogen. Unter dem Dekanat von Liebermeister wurde er in die Schülerzahl unserer medizinischen Fakultät aufgenommen, und für die propädeutischen Fächer waren His, C. E. E. Hoffmann, Schönbein (und nach dessen Hin-

schied Goppelsröder), Hagenbach-Bischoff, Rütimeyer und Schwendener seine Lehrer. Er war schon vom ersten Semester an ein gleichmäßig fleißiger Schüler, der das Schwänzen für eine Dummheit hielt und sich gerne im Besitze gut geschriebener Kollegienhefte wußte. Im Zofingerverein war er ein fröhliches Mitglied, und ein flotterer Fähndrich, als er es war, hat wohl selten beim Zug aufs Schlachtfeld von St. Jakob den Genossen die Fahne vorangetragen.

Eben stand er vor dem propädeutischen Examen, als der deutsch-französische Krieg losbrach. Da litt es ihn nicht mehr länger hinter den Büchern im elterlichen Pfarrhause, sondern, da er schon im Winter 1869/70 bei Socin Allgemeine Chirurgie gehört, sodann bei Courvoisier einen Verbandkurs mitgemacht und im Sommer öfters in der Socinschen Klinik hospitiert, auch mit einigen Büchern aus dem Gebiete der Kriegschirurgie sich bekannt gemacht hatte, so meldete er sich bei Socin, der schon am 9. August nach Karlsruhe abgereist war, um dort ein großes Reserve-Lazarett einzurichten, als Assistent und erhielt am 25. August durch Dr. Rud. Massini, den damaligen Assistenzarzt der chirurgischen Abteilung, den erfreulichen Bescheid, er sei willkommen.

Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, über diese Karlsruher-Zeit, welche eine überaus wichtige Etappe in Oeris Leben gebildet hat, genauer zu berichten; ist dies doch schon durch den Verstorbenen selbst in mustergiltiger Weise im Schoße der Medizinischen Gesellschaft geschehen, und ist ja der betreffende Vortrag im Basler Jahrbuch von 1913 erschienen. Ich füge aber dem dort Gesagten gerne einige Worte bei, die der Verfasser nicht selbst aussprechen konnte, nämlich daß seine Wirksamkeit überaus geschätzt war, und er darum bald auch zu selbständiger Arbeit herangezogen wurde. Auch möchte ich gerne eine kleine Episode, die so gut die freie und frohmütige Art des Freundes charakterisiert, aus jener Zeit erzählen: Eben

waren die Lazarett-Photographien zu uns hinausgebracht worden, als unerwartet an einem Nachmittag, da wir in deren Betrachtung vertieft waren, die Großherzogin Luise zu uns trat und uns freundlich anredete. Oeri wies ihr darauf die Bilder vor, und u. a. das, worauf er selber mit Lotz am Bett eines Tetanuskranken zu sehen ist, und sagte zu ihr: „Wollen Sie eine, königliche Hoheit?", und die hohe Dame nahm von dem flotten, jungen Manne das Geschenk freundlich an.

Im Mai 1871 machte Oeri ein gutes propädeutisches Examen und blieb dann noch während des Sommersemesters in Basel. Das Wintersemester hingegen führte ihn nach Tübingen, wohin eben, als Nachfolger von Niemeyer, sein bisheriger Basler Lehrer Liebermeister übergesiedelt war. Gleich die erste klinische Stunde brachte unserm Freunde die Ueberraschung, daß ihn dieser zum Praktizieren aufrief; er ließ sich aber nicht verblüffen, sondern machte durch seine guten Antworten seinem alten Basler Lehrer alle Ehre. In der chirurgischen Klinik wirkte damals Prof. Bruns, der Aeltere, und fesselte seine Schüler vor allem als Lehrer, indem er sie zum Stellen von exakten Differential-Diagnosen erzog. Die Geburtshilfe lehrte Säxinger, ein Vertreter der alten Prager Schule.

Gegen das Ende seines zweiten Tübinger Semesters erkrankte Oeri am Typhus, er, der im damals typhusgesegneten Basel ganz von dieser Krankheit verschont geblieben war. Liebermeister behandelte ihn: In der Studentenbude im Tübinger Dekanatshaus wurde eine Badewanne aufgestellt, und nach damaliger guter Gepflogenheit wurden fleißig kühle Bäder genommen, und zwar mit dem besten Erfolg. Für Oeris kräftige Konstitution mag u. a. die mir von ihm öfters mitgeteilte Tatsache gelten, daß er trotz hohem Fieber täglich das Bett verließ, um stehend seine Toilette zu machen.

Als er Ende August in die Vaterstadt zurückkehrte, hatte er Gelegenheit, in Lausen, wo eben eine starke Typhus-

Epidemie ausgebrochen war (sie ist durch Dr. Häglers sen. Publikation im Archiv von Ziemßen und Zenker als Trinkwasser-Epidemie κατ' ἐξοχήν allgemein bekannt geworden) praktisch mitzuhelfen und auch bei der wissenschaftlichen Verarbeitung des Krankheitsmaterials sich zu beteiligen, indem er den statistischen Teil der Arbeit übernahm.

Ich reihe daran den Bericht über eine zweite Infektionskrankheit, die Oeri durchzumachen hatte, und zwar im Mai 1877 während seiner Assistentenzeit bei Bischoff: Wir waren, eine Anzahl alter Kinderspitalassistenten, bei Prof. Hagenbach-Burckhardt zum Nachtessen eingeladen; schon am Tage vorher hatte Oeri Halsweh gehabt, ohne sich aber etwas daraus zu machen. Als wir nun bei unserm Gastgeber zu Tische saßen, fielen Oeri seine roten Hände auf; da wir aber in jener Zeit wegen des häufigen chirurgischen Arbeitens im Carbolspray-Nebel oft solche roten Hände hatten, so dachte er weiter an nichts Besonderes, ließ sich auch noch in der darauffolgenden Nacht zu einem weit vom Spital entfernten Verwandten holen, dessen Kind an Gehirnentzündung darniederlag, assistierte auch noch am folgenden Morgen Herrn Prof. Bischoff bei einer größern Operation. Nun wurde ihm aber die Sache, da sich unterdessen die Rötung weithin ausgedehnt hatte, doch höchst verdächtig. Item, er wanderte an demselben Tage auf Prof. Immermanns Diagnose „Scharlach" hin ins Absonderungshaus, und die operierte Patientin bestätigte dann die Richtigkeit der Diagnose durch einen Scharlach, der nach elftägiger Incubationszeit mit aller Heftigkeit bei ihr ausbrach.

Im übrigen hatte Oeri eine vortreffliche Gesundheit und eine außergewöhnliche Körperkraft, die er u. A. durch Uebungen an den Tag legte, die dem alten Milo von Kroton Ehre gemacht hätten. Und was er als fröhlicher Student mit großer Kraft ausgeführt hatte, das kam dann in der ernsten Praxiszeit seinen Kranken zu gute; kein Patient war ihm zu schwer, sondern mit großer Geschicklichkeit trug

er ihn vom Kreisbett oder vom Operationstisch auf sein Lager zurück, oder hielt ihn längere Zeit in Schwebestellung auf seinen Armen, bis das Umbetten beendet war.

Von Tübingen nach Basel zurückgekehrt, war Oeri vom Herbst 1872 an ein Jahr lang Assistent im Kinderspital unter Prof. Hagenbach-Burckhardt und machte im Herbst 1873 ein vortreffliches Schlußexamen. Während der folgenden zwei Jahre war er auf der medizin. Abteilung des Bürgerspitals Assistenzarzt von Herrn Professor Immermann und erwarb sich am Ende dieser Zeit durch eine flotte Dissertation (Die Thorakocentese durch Hohlnadelstich und Aspiration bei seröser und eitriger Pleuritis) den Doktortitel. Einer seiner ersten Privatpatienten auf der medizinischen Abteilung war sein früherer Gewerbeschullehrer, der originelle Engländer Herr Mosley. Bei einem Gespräch mit dem rekonvaleszenten alten Herrn mahnte Oeri diesen an ein Vorkommnis aus der Schulzeit: Mosley sagte nämlich damals in einer Anwandlung von spleeniger Stimmung zu seinem Schüler: Na, Oeri, was willst du denn werden? „Arzt", war die prompte Antwort. „Na, du wirst einmal ein schöner Arzt werden, Gnade Gott deinen Patienten!" Aber der gute Herr Mosley hatte sich doch recht geirrt: aus dem Gescholtenen war doch ein Arzt geworden, und zwar ein recht guter, und dazu noch der geliebte und geachtete Arzt dessen, der ihn seinerzeit gescholten hatte.

Nach seiner Assistentenzeit bei Immermann unternahm er mit einem Freunde eine Rheinreise bis Köln, die auch zum Besuche wichtiger Badeorte, wie Ems, Kreuznach und Kissingen, benützt wurde, und von da führte die beiden der Weg nach Paris. Dessen medizinische Celebritäten, wie Péan, Verneuil und Guyon, wurden gebührend bewundert, obwohl wir jungen Leute uns mit berechtigtem Stolze sagen konnten, daß wir doch in Basel in gar mancher Beziehung bedeutend weiter voran seien, vor allem in der Chirurgie. Den Hauptgenuß bildeten aber die Kunstschätze

der französischen Hauptstadt und der Besuch von deren schöner Umgebung. Während aber der Reisegenosse nach der Rückkehr in die Vaterstadt seine eigene Praxis im Kleinbasel begann, trat Oeri noch einmal als Assistenzarzt ins Basler Bürgerspital ein, und zwar auf dessen geburtshilfl.-gynäkologische Abteilung, die der damals in voller Schaffenskraft stehende Prof. J. J. Bischoff leitete, ein Mann, dem Oeri zeitlebens dankbar geblieben ist; er hat ihm im Corr.-Blatt für Schweizerärzte (Jahr 1892) einen eingehenden pietätsvollen Nachruf geschrieben. In jener Zeit legte Oeri den Grund zu seinem großen theoretischen und praktischen Wissen auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft, auf dem es ihm in der Folgezeit vergönnt war, in unermüdlicher Arbeit bei Tag und bei Nacht, bei Arm und Reich, so Hervorragendes zu leisten. Während dieser Zeit wurde er auch der gewandte Operateur, der späterhin auch in der Privatpraxis mit großem Mut und bestem Erfolg das Messer führen konnte. Als Spezialist im modernen Sinne des Wortes wollte Oeri aber nicht angesehen sein, sein Ideal lag höher: es war das des Haus- und Familienarztes, der möglichst auf allen Gebieten Tüchtiges leisten kann. Und zu dem kam's auch, als er im Jahre 1878 im Hause zum Luft an der Bäumleingasse seine eigene Praxis eröffnete. Die Leute erkannten bald sein solides Wissen und seine überaus geschickte Hand, und sein freundliches, heimeliges und schwindelfreies Wesen führte ihm bald eine große Patientenzahl zu. Es ist hier nachzutragen, daß Professor Bischoff ihn aufgefordert hatte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, zumal er sich während seiner Assistentenzeit durch die Abhaltung verschiedener Kurse für Studenten und Hebammen als guter und praktischer Lehrer ausgewiesen hatte; er konnte sich aber nicht dazu verstehen. Bald nach dem Beginn der eigenen Praxis trat er in die Ehe mit Fräulein Alice Chappuis von Morges, die als Pensionärin drei Jahre lang im elterlichen Pfarrhause

gewohnt hatte. Doch wurde ihm diese treffliche Gattin schon nach zweijähriger Ehe, nachdem sie ihm zwei Kinder geschenkt hatte, durch schwere Krankheit entrissen. Durch eine zweite Verbindung mit Fräulein Georgine Sarasin von Basel trat dann eine treubesorgte, unermüdlich tätige Mutter in das verwaiste Haus ein, und dieser zweiten Ehe entsprossen neun Kinder, unter denen unser Freund wie ein Patriarch waltete. Die spärliche freie Zeit, besonders die Sonntagnachmittagsstunden, benützte er u. A. dazu, um mit seinen Kindern geologische Ausflüge zu machen, welchem Gebiet der Naturwissenschaft er mit der Zeit einen großen Reiz abgewonnen hatte; die geologische Karte der Schweiz war sein gewöhnlicher Reisebegleiter. Er besaß auch, als ein Erbstück seiner vortrefflichen Mutter, in hohem Grade die Kunst des Erzählens und bereitete damit den Seinen gar manche frohe und interessante Stunde.

Es mag hier eingeschaltet werden, von welch großem Einfluß auf Oeris geistige Entwicklung sein Onkel und Pate Prof. Jak. Burckhardt gewesen ist. Sein Verhältnis zu ihm blieb bis zum Tode ein inniges, nie getrübtes und knüpfte sich in den letzten Jahren auch noch dadurch besonders fest, daß aus dem Neffen und Patenkind auch noch der Hausarzt wurde, der stets das volle Vertrauen Jakob Burckhardts besessen hat. Was die feine Denkweise des Elternhauses in Oeri begonnen hatte, das baute der Verkehr mit dem von ihm hochgeschätzten Manne aus, und sein ausgebildeter Sinn für Geschichte, Musik und Kunst hatte in ihm seine Hauptwurzeln. Auch die Freunde wurden häufig zu den abendlichen Samstagszusammenkünften mit Jak. Burckhardt zugezogen, die bald in einem ländlichen Gasthaus, vor allem in der Krone in Grenzach, bald auf Jakob Burckhardts einfachem Zimmer im Bäckerhaus in der Albanvorstadt stattfanden und sich nicht selten bis weit über die Mitternachtsstunde ausdehnten. Und wenn in der letzten Zeit gar häufig der furchtbare Ernst der gegenwärtigen

Weltlage das Freundesgespräch beherrschte, so mußten wir oft daran denken, wie seinerzeit Jakob Burckhardt nicht selten, wie ein Seher in die Zukunft blickend, zu uns sagte: „Es ist in der Weltgeschichte eine furchtbare Zeit im Anzuge. Ich werde sie nicht mehr erleben, aber ihr werdet noch Zeugen davon sein", und jetzt, da der Meister schon längst im Grabe ruht, stehen wir mitten in dieser Zeit drin und müssen oft an jene prophetischen Worte denken, die uns damals noch unverständlich waren. — Wenn Jakob Burckhardt von Leuten, die seine Eigenart nicht verstanden, unrichtig oder böswillig beurteilt wurde, wie dies beispielsweise in den Memoiren von Arnold Böcklins Gattin geschehen ist, so wehrte sich Oeri tapfer für den mit Unrecht Angegriffenen, so noch in seiner letzten Jahrbuch-Publikation: „Beiträge zum Verhältnis zwischen Jakob Burckhardt und Arnold Böcklin".

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Schilderung von Oeris ärztlicher Tätigkeit zurück! Er war ein Meister im Untersuchen, und zwar auf allen Gebieten, und der Verfasser erfüllt eine Dankbarkeitspflicht, wenn er es öffentlich ausspricht, daß Oeri nach dieser Richtung hin sein eigentlicher Lehrmeister gewesen ist. Da gab's keine Oberflächlichkeit, sondern es wurde alles gleichmäßig genau untersucht. Auch wenn er als Vertreter seines Spezialfaches zur Konsultation gerufen wurde, so wurde der ganze Körper untersucht und dann erst die entsprechende Diagnose gestellt. Aber auch der innern Nöte seiner Patienten nahm er sich als treuer Berater an, und gar mancher Kranke, der mit beschwertem Herzen zu ihm gekommen war, konnte auch nach dieser Richtung hin als ein Getrösteter sein Zimmer verlassen. Allem Phrasenwesen war er von Natur aus abhold; sentimentale Redensarten sind darum nie über seine Lippen gekommen. Den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft folgte er auf allen Gebieten, beschränkte sich aber grundsätzlich nicht auf das

Durchfliegen der Zeitschriften-Literatur, sondern machte es sich zur Pflicht, von Zeit zu Zeit neu erschienene Lehrbücher durchzustudieren und zu excerpieren; so hat er z. B. noch in der letzten Zeit leidlichen Wohlbefindens Lehrbücher der Nervenkrankheiten und der Psychiatrie genau durchgearbeitet.

Während des Sommers 1887 unterbrach Oeri seine praktische Tätigkeit, um die Universität Berlin zu besuchen und an der Quelle die neuen Errungenschaften der Wissenschaft sich anzueignen und um sich auch in manche neue Technik, z. B. auf dem Gebiete der Bakteriologie, hineinzuarbeiten.

In einer Ecke von Oeris Konsultationsstube stand ein großer Bücherschrank, der von unten bis oben mit Kartonbehältern angefüllt war; sie bargen seine sämtlichen Krankengeschichten; er hatte nämlich vom ersten Anfang seiner Praxis an bis zuletzt über alle seine Patienten genaue Krankengeschichten, nebst genauem Register, geschrieben, wie er es während seiner Assistenzzeit getan hatte, und viele Zeichnungen eingestreut. Infolge dieser Gepflogenheit konnte er, wenn frühere Patienten nach längerer Unterbrechung zu ihm kamen, sich an Hand dieser Aufzeichnungen rasch wieder orientieren. Es war aber für seine Freunde ein betrübliches Ereignis, als Oeri, in der Voraussicht der Unheilbarkeit seiner Leiden, den ganzen wissenschaftlich so kostbaren Inhalt dieses Schrankes in die Papierfabrik im St. Albantal hinunterführen ließ, um persönlich dabei zu sein, als seine Manuskripte daselbst eingestampft wurden. Er hat aber durch dieses sein Vorgehen dem von ihm stets befolgten Grundsatze der gewissenhaften Wahrung des ärztlichen Geheimnisses die Krone aufgesetzt.

In der Besorgung seiner Kranken war Oeri überaus gewissenhaft, mochten diese den obern Zehntausend oder unbemittelten Kreisen angehören.

Wenn man etwa aus dem Munde von Doktorsfrauen

halb spaß-, halb ernsthaft den Ausspruch hört: „Fir uns hett der Vatter nie kai Zyt, wemmer krank sind", so fand dieses Wort auf Oeri wahrlich keine Anwendung, denn der Familie ließ er in erster Linie die treueste ärztliche Sorge angedeihen. Eine in einem abgelegenen Baselbieter Dorfe wohnende schwerkranke Schwester besuchte er alle Tage, und wenn es sein mußte, zweimal täglich, obwohl er gewöhnlich den Weg über die beschneite Höhe der Sissacherfluh nehmen mußte. Ueber solcher Tätigkeit kamen aber die Basler Patienten nicht zu kurz.

Oeri wurde auch sehr häufig als Consiliarius berufen, denn er stand bei allen Kollegen im Rufe eines genauen und geschickten Untersuchers und Beraters. In Fällen aber, die ihm selber dunkle Punkte für die Diagnose boten, versäumte er es nie, die Hochschullehrer des betreffenden Faches zu konsultieren. Noch steht es dem Verfasser in lebendiger Erinnerung, wie ihm Oeri erzählte, daß, wenn er mit dem geistreichen und jovialen Prof. Bumm konsultierte, ihn dieser gewöhnlich mit den Worten empfangen habe: „Na, was haben denn Sie wieder für einen Fall? Das muß schon eine besonders harte Nuß sein, daß Sie dieselbe nicht allein knacken können."

Zwei Monate vor Oeris Tode hatte der Verfasser die letzte Konsultation mit ihm und zwar bei einer armen Baselbieterin in einem unserer Außenquartiere, die an einer bösartigen Geschwulst litt, und es ist ihm unvergeßlich, in welch teilnehmender, freundlich-humoristischer Art der damals schon recht kranke Mann mit der Patientin redete und den gesunkenen Mut der Verzagten wieder zu heben verstand. Bei Konsultationen in einfachen Familien hielten es viele Patienten für selbstverständlich, daß man den als Berater zugezogenen stattlichen Mann „Herr Professor" titulieren müsse. Oeri verwies es ihnen jedesmal, wenn sie es aber doch wieder taten, so bemerkte er ihnen: „Wenn Sie mir jetzt noch einmal „Herr Professor" sagen, so heische ich

Ihnen auch so viel, wie Sie einem solchen bezahlen müssen." Das half dann.

In der Medizinischen Gesellschaft war Oeri ein angesehenes Mitglied, hat in derselben eine Anzahl gediegener Vorträge gehalten und war auch in einem Jahre deren Präsident, als Diskussionen über Gegenstände organisatorischer Art zu der Würde dieser Stellung eine namhafte Bürde hinzufügten. In aller Stille diente er auch viele Jahre dem ärztlichen Stande als Präsident der ärztlichen Sterbe- und Alterskasse und gab sich besonders auch Mühe, ihr möglichst viele neue Mitglieder zuzuführen, um dadurch die außerordentlich bescheidenen finanziellen Verhältnisse dieses alten Instituts verbessern zu können. Leider entsprach aber der Erfolg der Intensität seiner Bemühungen nicht.

Als die veränderten Zeitverhältnisse, vor allem das starke Anschwellen der Aerztezahl, die bis dahin in Basel unbekannte Einrichtung eines Ehrenrates notwendig machten, so war Oeri eine der gegebenen Persönlichkeiten, um in denselben gewählt zu werden.

So sehr sich der Verstorbene stets um das Wohl und Wehe des Vaterlandes und speziell der Vaterstadt bekümmerte und darum nie eine Abstimmung versäumte, so wenig sagte ihm das eigentliche Politisieren zu. Seine Gabe war nicht das Reden in Wahlversammlungen, desto mehr aber die praktische und gewissenhafte Betätigung in wichtigen staatlichen Kommissionen, in die er durch das Vertrauen der Behörden war berufen worden. Er war ein hochgeschätztes Mitglied der Aufsichtskommission des neugegründeten Frauenspitals und nahm in derselben bald eine führende Stellung ein (1893—1915). Viele Arbeit brachte ihm sodann die Mitgliedschaft der Universitäts-Kuratel (1908—1916). Wie oft studierte er bis tief in die Nacht hinein die umfangreichen Akten dieser Behörde, um wohlvorbereitet in der Sitzung sein gewichtiges Votum abgeben zu können!

Unter den schönen Erinnerungen an den dahingeschie-

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.

denen Freund leuchtet den beiden damaligen Reisegenossen eine in einem besonders hellen Lichte: Die Reise nach Tübingen im Februar 1913. Dem Lärm der Basler Fastnacht entfliehend, zogen wir drei Freunde, alle drei ehemalige Tübinger Studenten, ins gelobte Schwabenland und wandten nach kurzem Aufenthalt in Stuttgart unsere Schritte nach der alten Musenstadt am Neckar. Wie heimelte uns alles an, hatte sie doch im Innern noch die alte Physiognomie bewahrt, und roch es doch aus allen Häusern noch gleich gut wie zu unserer Studentenzeit! An allen Ecken wurden alte Erinnerungen wach: Bei der ehrwürdigen Stiftskirche z. B. stand plötzlich wieder der alte Küfermeister M. von Basel vor unsern Augen. Er hatte seinerzeit seinen Sohn, den Herrn Professor, nach Tübingen begleitet, als dieser wegen seines Halses den berühmten Prof. Bruns, den Aelteren, konsultieren mußte. Bei seinen Gängen durch die Tübinger Gassen verglich damals Vater M. alles, was ihm auffiel, mit den entsprechenden Basler Verhältnissen und sagte z. B., kopfschüttelnd zum Turm der Stiftskirche hinaufschauend: „Dasch bigott e scheeni Kirche, die hett jo nur ai Minschderdurn!"

Die Vormittage waren dem Besuche der verschiedenen, in neuem Gewande prangenden Kliniken geweiht. Wir drei grauen Häupter wurden von deren Vorstehern recht freundlich aufgenommen und lauschten andächtig ihren Vorträgen. Am Mittwoch Vormittag hatte Freund B. auf der neuen Bibliothek zu arbeiten; diese Zeit benützten Oeri und ich zu einem Spaziergang auf den Oesterberg; freilich war uns die Aussicht aufs Schloß und in die Stadt hinunter durch einen dichten Nebel verhüllt; dafür ertönte plötzlich vom unsichtbaren Turm der Stiftskirche her, von den Stadt-Zinkenisten geblasen, der gewohnte Morgenchoral in unsere Ohren und versetzte uns im Geist in längst entschwundene Tage.

Unter den neuen Einrichtungen Tübingens interessierte

uns in hohem Grade das Deutsche Institut für ärztliche Mission; dessen Vorsteher führte uns u. a. eine kinematographische Darstellung des Erregers der gefürchteten Schlafkrankheit vor Augen und dessen Vertilgung durch Phagocyten (Freßzellen). An einem Nachmittag statteten wir dem alten — für uns so erinnerungsreichen — ehemaligen Kloster Bebenhausen einen Besuch ab, und am folgenden Tage führte uns der Weg ins Waldhörnli und nach Derendingen ins „Lamm". Wenn uns aber Anfangs der 1870er Jahre jemand würde vorausgesagt haben, wir würden uns vierzig Jahre später in demselben Hause einen braven Café complet zu Gemüte führen, — wir hätten's ihm nicht geglaubt.

Das fleißige Anhören von klassischer Musik, für die Oeri, obwohl er kein Instrument spielte, ein feines Verständnis hatte, brachte ihm nach der strengen Berufsarbeit die schönste Erholung. Besonders Mozart war ihm lieb. Wie dankbar war er, wenn ihm, oft noch in später Abendstunde, einer der Freunde auf dem Klavier seine Lieblingsstücke vorspielte!

1907 nahm Oeri, um seine Beziehungen zum alten Bürgerort seiner Familie, Zürich, wieder persönlich aufzufrischen, mit seinem Bruder Dr. Jakob Oeri nebst einer Anzahl von Vertretern der jüngern Generation an einem Zunftessen in der „Meise" teil und wurde daselbst als Repräsentant einer der ältesten Zürcher Bürgerfamilien freundlich bewillkommt. Wenn Oeris Vater in seiner Selbstbiographie sagt: „Im Jahre 1849 habe ich das Bürgerrecht der Stadt Basel erworben, ohne deshalb dasjenige von Zürich aufzugeben, wie denn auch in mir selber zürcherisches und baslerisches Wesen von Haus aus in bester Harmonie mit einander leben und sich gegenseitig durchdringen", so ging auch in dieser Beziehung Dr. Rudolf Oeri ganz in den Fußstapfen seines Vaters; er kannte keinen engen Kantönligeist (wenn ich dieses altmodisch tönende Wort in

unserer Zeit noch brauchen darf), sondern hing mit derselben Treue an allem Guten und Schönen, das ihm sowohl Basel als Zürich, als auch sein liebes Baselbiet boten. Und einen andern Ausspruch aus dem Lebenslaufe des Vaters können wir ohne weiteres auch dem Sohne in den Mund legen: „Unbeständigkeit in der Freundschaft ließ ich mir nicht zuschulden kommen; mein Grundsatz war vielmehr, niemals einen Freund aufzugeben, der sich nicht von mir abwandte. Auch dem nach Verdienen von mir gewürdigten Zofinger-Verein schweizerischer Studierender, welchem in jungen Jahren beigetreten zu sein mir Gewinn war, habe ich bis ins Alter eine dankbare Anhänglichkeit bewahrt."

Während langer Jahre erfreute sich Dr. Oeri einer vorzüglichen Gesundheit. Es war eine Freude, den schönen, kraftstrotzenden, aufrechten Mann durch die Straßen der Vaterstadt schreiten zu sehen. Doch schon vor mehreren Jahren trat nach dieser Richtung hin in langsamem Fortschreiten eine Aenderung ein, und seine hohe Gestalt begann zu verfallen und sein Gang langsamer zu werden, und obwohl das Klagen Oeris Sache nie war, so machten sich auch ohne ein solches Wort besorgniserregende gesundheitliche Störungen geltend. Er wurde dadurch genötigt, sich längere Ferienzeiten zu erlauben und brachte diese zu einem großen Teil auf seinem schönen Landsitz in Beckenried zu. Aber untätig war er darum nicht: wenn die Krankenbehandlung zum größten Teil in den Hintergrund treten mußte, so rückte dafür eine andere Art der Arbeit an deren Stelle, in der Form von verschiedenen gediegenen schriftstellerischen Leistungen. Zunächst seien seine poetischen Erzeugnisse genannt, mit denen er bei den verschiedensten Anlässen den engeren Kreis der Familie erfreute. Eines derselben, das köstliche „Stickli" „Nummekai Mißverständnis" stellte er, nachdem es im eigenen Hause und mit eigenen schauspielerischen Kräften war produziert worden, in den Dienst der Gemeinnützigkeit, und zwar durch eine öffent-

liche Aufführung im oberen Kasinosaal zugunsten der Krippe von St. Alban. Es hat seither auch seinen Weg auf verschiedene Vereinsbühnen gefunden. Unser Basler Jahrbuch verdankt Oeri folgende gediegene Beiträge: 1910 das fein gezeichnete Lebensbild seines geistig ihm so nahe verwandten Freundes Physikus Dr. Theophil Lotz, 1913 die schon früher erwähnten meisterhaft geschriebenen Lazarett-Erinnerungen aus dem Kriege von 1870/71, 1915 die kulturhistorisch interessante Erzählung: Eine Baselbieter Dorfrevolte, deren Schauplatz sein geliebtes Laufen ist, und der letzte Band (1917) brachte uns die Beiträge zum Verhältnis zwischen Jakob Burckhardt und Arnold Böcklin.

Eines kürzeren Feuilletonartikels von Oeri, der im Jahre 1916 in einem unserer Basler Tagesblätter erschienen ist, soll auch noch gedacht werden. Er hat den Titel: Riedli und St. Jakob und enthält eine feine Schilderung der so malerisch an der obern Straße zwischen Buochs und Beggenried gelegenen Riedlikapelle mit der Darstellung des Rütlischwurs an der Giebelseite. Und dann läßt der Verfasser seine Gedanken nach einer andern alten Kapelle wandern, dem St. Jakobskirchlein an der Birs, um seine warnende Stimme zu erheben gegen die Durchführung der Straßenbahn zwischen Kirchlein und Wirtshaus, welche die Abschrotung der Umfassungsmauern beider Liegenschaften notwendig machen mußte. Aber sein Warnruf fand bei den kompetenten Behörden keinen Widerhall. Immerhin ist es dem künstlerisch feinfühlenden Freunde von Herzen zu gönnen, daß er die unschöne Kirchenmauerdekoration, die mit Recht so viel Kopfschütteln hervorruft, nicht mehr zu Gesicht bekommen hat.

Den Beschluß seiner schriftstellerischen Leistungen machte die Schrift „Allerlei über Grenzzeichen, Grenzfrevel und Grenzspuk in der alemannischen Schweiz". Sie ist im Verlage von

C. F. Lendorff herausgekommen als eine Frucht fleißiger Studien. Gar manchen Sonntagnachmittag hat ihr Verfasser dazu benützt, um in der Gesellschaft einiger ihm besonders nahestehender Freunde solchen alten Grenzzeichen an Ort und Stelle nachzuspüren und dadurch zuverlässiges Material für seine Arbeit zu sammeln, und häufig wurde bei dieser Gelegenheit das alte malerisch gelegene Kirchlein von Lausen besucht, dessen Friedhof die sorgfältig gepflegten Gräber seiner Eltern birgt, zu denen es in pietätsvollem Gedenken den Sohn immer wieder hinzog.

Während seiner letzten Arbeit schrieb Oeri von Beckenried an den Verfasser: „Wäre es nicht so lustig, an einer solchen Arbeit herumzubäscheln, so würde ich's fortan bleiben lassen . . . . und den Leuten sagen, daß mein Gesundheitszustand, meine Nervenkraft und meine Verdauung solches nicht mehr gestatten, und die Sorge für mein Lebensflämmchen den ersten Anspruch auf Pflege habe. Da ich aber trotz allen guten Gründen für Schonung doch noch ein leichtfertiger Fink bin, der gelegentlich alle Lehren und Warnungen in den Wind schlägt, so verspreche ich auch in dieser Hinsicht nichts und fahre fort, wenn mich eine gute Eingebung verführt."

Aus Oeris letzter „Beckenrieder Zeit" liegt mit dem Datum vom 2. August 1916 eine Korrespondenzkarte vor mir mit einem großen Gruppenbilde: vor dem heimeligen Landhause „zur Mühlematt" erblicken wir in dessen Mitte Dr. Oeri, umgeben von einem großen Teil seiner Familie, Gattin, Kinder und Kindeskinder und um sie geschart 75 hospitalisierte deutsche Soldaten. Er hatte sie am 28. Juli zu sich eingeladen und festlich bewirtet; der Verlauf war ein überaus gelungener und bereitete auch dem Gastgeber große Freude.

Nach der Rückkehr nach Basel nahmen seine körperlichen Leiden unaufhaltsam zu, und es war eine bittere Stunde für ihn, als die immer häufiger und immer schwerer auftretenden

Bangigkeiten ihn zwangen, sein Arbeitszimmer ganz mit der Krankenstube zu vertauschen. Es war ihm eben ganz klar geworden, daß es mit seiner Herzkraft zu Ende gehe, und diese Ueberzeugung sprach er der Familie und den Freunden gegenüber offen aus. Sein Haus hatte er schon längst bestellt.

Noch auf dem Krankenbette legte er die letzte Feile an seine Schrift: „Allerlei über Grenzzeichen usw.", und besorgte noch die Versendung; dann entsank die Feder der müden Hand. Nach einer Reihe von schweren Krankheitstagen erlöste ihn am 13. Januar 1917 um die Mittagsstunde ein sanfter Tod von seinem Leiden. Wir aber rufen ihm mit den Worten des Wandsbecker Boten nach:

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes. Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.